

Blut & Feder

Hamburg hart + zart

LESERPROBE

VERLAG
kadéra

35 Geschichten · Neun Autoren · Eine Stadt

Autorengruppe Blut & Feder
Hamburg – hart & zart
35 Geschichten · Neun Autoren · Eine Stadt

Illustrationen: Till Laßmann

Cover: Günther Döscher
„Blue Nana“ von Niki de Saint Phalle (1930–2002)
vor dem „Theater im Hafen“ auf der südlichen Elbseite
des Hamburger Hafens.

Kontakt für Gruppenlesungen:
Autorengruppe Blut & Feder
c/o Christoph Ernst
Zarrentiner Weg 1, 23883 Klein Zecher
Tel. 04545 / 78 92 39 · chh.ernst@arcor.de

Kadera Verlag
22844 Norderstedt, Schafgarbenweg 37,
Tel. 040 / 33 98 33 55 · www.kadera.de · verlag@kadera.de

© 2011–2016 · Alle Rechte vorbehalten*

*Für Einzelveröffentlichungen liegen die Rechte bei den Autoren.

ISBN 978-3-9813804-1-5

INHALT

Jürgen Müller	Das Mädchen von Gleis vierzehn	7
Irina Tegen	Der Reiseführer	13
Petra Wilson	Klappe zu ...	19
Reinhard Jalowczarz	Schwarzbrand	33
Dagmar Hecht	Schwesternliebe	43
Vera Rosenbusch	Straftraining	47
Hilkka Zebothsen	Das Baumhaus	56
Olaf Wulf	Liebesgeflüster	59
Christoph Ernst	Tonite's the nite	65
Jürgen Müller	Zahltag	80
Reinhard Jalowczarz	Stillhorn	85
Petra Wilson	Land der Träume	91
Dagmar Hecht	Das Wiedersehen	95
Vera Rosenbusch	Showdown auf der Sengelmanstraße	102
Hilkka Zebothsen	2 mm	106
Dagmar Hecht	Das perfekte Date	111
Irina Tegen	Liebe unter Underdogs	113

Olaf Wulf	Große Erwartungen	118
Jürgen Müller	Landleben	133
Christoph Ernst	Damals bei Daniel Wischer	136
Reinhard Jalowczarz	Bei Oskar	145
Irina Tegen	Ganz normal	154
Vera Rosenbusch	Botschaften aus dem Tierpark	159
Petra Wilson	Ise-Zwiebeln	162
Dagmar Hecht	Das Fest	165
Vera Rosenbusch	Isestraße in Ägypten	168
Hilkka Zebothsen	Der reziproke Hund	179
Petra Wilson	Relativitätstheorie	182
Hilkka Zebothsen	Essen	192
Christoph Ernst	Buckelblues	195
Dagmar Hecht	Das Kleid	203
Jürgen Müller	Onkel Pauls Geschenk	206
Christoph Ernst	Im Spiegellabyrinth	215
Reinhard Jalowczarz	Köhlbrandbrücke	219
Irina Tegen	Wandern in der Steinzeit	222
	Die Autoren	235

Klappe zu...

PETRA WILSON



Sie rührte in ihrer Kaffeetasse und starrte auf die aufgeschnittene Mohnrolle, die auf der Kristallglasplatte lag. Sie rührte und rührte.

„Mariechen!“ Frieda blickte sie tadelnd über das Rund der Kaffeetafel an. „Es hat sich schon mal einer tot gerührt.“

„Ja. Entschuldigung.“ Sie hob den Löffel aus der Tasse und streifte den letzten Tropfen am Rand ab. Frieda hatte heute

das matt pastellfarbene Service aufgedeckt. Lindgrün, hellgelb und zartrosa waren Tassen und Kuchenteller, schlicht schwarz die Untertassen. Sie liebte es sehr. Hedwig, die ja immer schon etwas etepetete war, hielt sich da bedeckt und merkte nur an, dass die Kuchengabeln so unschön auf der Oberfläche kratzten. Und Erna, die Vierte im Bunde, ließ noch ein Löffelchen Sahne auf ihren Kaffee gleiten.

Heute hatte Frieda zum Kaffeekränzchen geladen. Sie trafen sich immer reihum, zweimal im Monat, schon seit mehr als zwanzig Jahren. Mittlerweile waren sie jenseits der Siebzig, und wenn auch die eine oder andere ihre Schwierigkeiten mit den Neuerungen der Zeit hatte, so waren sie doch alle noch gut auf Zack.

„Ich musste nur gerade an vorletzte Woche denken. Die arme Frau Pehmöller.“ Mariechen lehnte sich auf dem weinroten Federkernsofa zurück. Kerzengerade saß sie genau zwischen den beiden Schirmchen der Wandlampe. Durch den Lichtschein schimmerte ein Hauch von Lila in ihrem grauen Haar.

Sie seufzte. Die anderen auch. Frieda wollte die Geschichte nicht schon wieder hören. Sie befürchtete, dass sich ihre Freundin womöglich maßlos hineinsteigern würde. Hedwig fand immer, dass Mariechen sich einfach anderer Leute Probleme zu sehr zu Herzen nahm. Und Erna konnte einfach nicht verstehen, warum Trude Pehmöller immer solches Pech ereilte. Sie zog es fast magisch an.

„Dabei hatten wir uns das so schön gemacht, Trude und ich,“ sagte Mariechen. „Unsere Silvia und der flotte Carl Gustav. Live am Fernseher.“ Sie sprach es *lief*e aus.

„Es heißt *,leif'*,“ korrigierte sie Hedwig mit diesem Blick, von dem Frieda wusste, dass Mariechen ihn gar nicht mochte. So von oben herab.

„Mag ja sein. Aber weil ich nun den schönen Farbfernseher von meinem Sohn geschenkt bekommen habe, wollten wir das so richtig genießen. Mit Sekt und Lachsschnittchen.“ Ihre Augen glänzten.

„Nobel geht die Welt zugrunde“, brummte Erna. „Sie wär' auch ohne unter die Haube gekommen.“

„Warum sagst du das? Kannst du dich nicht freuen, dass wir wieder eine Königin haben?“

„Nicht wir haben eine Königin, sondern die Schweden!“

„Das ist doch das Gleiche.“

Erna schüttelte den Kopf. Frieda sah es förmlich hinter ihrer Stirn arbeiten. Mariechen hielt eben an ihrer eigenen Logik fest, auch wenn die Wirklichkeit oft viel logischer war.

„Jedenfalls wird Trude diesen Tag nicht so leicht vergessen können.“ Mariechen nippte an ihrer Tasse.

„Wie viel haben sie ihr gestohlen?“ schaltete Frieda sich jetzt doch ein.

„450 Mark und die schöne Perlenkette von ihrer Großtante. Ein richtiges Familienerbstück.“

„Heutzutage muss man alle Türen gut verriegeln können. Gerade durch die Terrassentüren steigen die Einbrecher gern ein.“

„Das haben die beiden Polizisten auch gesagt, die zwei Tage vorher bei ihr waren.“

„Die Pehmöller hatte vor dem Einbruch Besuch von der Polizei?“ Hedwigs Neugier schien mit einem Mal geweckt. „Das hast du noch gar nicht erzählt. Warum denn?“

„Die standen auf einmal morgens vor der Tür. Sagten, sie kämen vom Revier 46.“

„Die neue Wache in der Stadt. Dies klobige Gebäude in der Knoopstraße“, warf Erna ein.

„Was du so weißt.“ Frieda war erstaunt.

„Sie hatten mal wieder eine Bürgerwoche, in der sie über Schutz vor Einbruch und Diebstahl aufklären.“

„Seit wann kommen die denn ins Haus?“

„Weiß nicht.“ Mariechen guckte verwirrt. „Machen die das nicht immer so?“

„Wenn du bei der Wache fragst, ob sich jemand deine Fenster und Türen ansieht, dann kommt schon ein Wachtmeister vorbei. Aber von selbst?“ Erna runzelte die Stirn. „Da müsste ich direkt mal Walter fragen.“

„Du kennst jemanden bei der Polizei?“

„Jaa.“ Erna errötete leicht. „Walter Dierke. Den kenn ich von früher. Vom Tanzen.“

„Soso. Ein alter Verehrer. Sieh an!“ stichelte Hedwig und stupste Erna am Arm.

„Wir gehen manchmal im Stadtpark spazieren.“

„Und?“

„Reden über alte Zeiten.“

Es war offensichtlich, dass Erna nicht mehr preisgeben wollte. Frieda hatte heute eigentlich nicht so recht Lust auf dieses Treffen gehabt. Doch nun wurde es offensichtlich interessant. Es gab mal was Neues in der Runde. Erna, die ihren Mann schon im Krieg verloren hatte, war immer die fortschrittlichste und, man konnte fast sagen, emanzipierteste der Kränzchenschwestern. Zum ersten Mal seit ewigen Zeiten erwähnte sie einen Mann, mit dem sie sich gelegentlich traf. Wie lange das wohl schon ging? > > >

Straftraining

VERA ROSENBUSCH



Plötzlich stehen Max und Moritz vor der Tür.
Max: „Die Oma hat uns herbestellt.“

Moritz: „Zu ihrem Fünfundsiebzigsten.“

„Und ihr fahrt ganz allein nach Hamburg?“, fragt KB.

„Papa, wir sind dreizehn.“

Die Oma dieser Knaben, seine Mutter, ruft begeistert:

„Ihr glaubt ja nicht, wie ich mich freue.“

KB nimmt sie beiseite:

„Drei Jahre werden mir die Kinder vorenthalten, und plötzlich soll ich was mit ihnen unternehmen.“

„Freu dich doch!“

„Mitten in einer Ermittlung?“

„Weißt du etwa erst seit heute, dass ich übermorgen 75 werde?“

Wozu aufregen. Er hat sich im Griff. Er ist Polizist. Er ergattert Karten für die Stadionführung; hinterher geht's auf den Dom – ein Wunsch der Zwillinge. Wird schon schief gehen.

„Ich bin Ina“, stellt die Führerin sich vor, „seit 26 Jahren bin ich bei St. Pauli, 20 davon als einfacher Fan. Dann hab ich die Stadionführung übernommen. Ein Fan des FC St. Pauli hat eine Liebesbeziehung zu seinem Verein. Er gibt sein Herz nicht nur für 90 Minuten.“

Ina ist klasse. Nicht gerade äußerlich, aber ihre Begeisterung steckt an. *Einfach mal glücklich sein* steht auf ihrem T-Shirt. Ihr Lachen und das Hemd in Pauli-Braun lenken ab von dem enormen Hinterteil. Hat da gerade jemand Dickarsch gemurmelt?

„Leidenschaft, Herz, Emotion, Engagement, Begeisterung, das ist unsere Philosophie. Hättet ihr nicht auch Lust mitzumachen?“

Die beiden glotzen Löcher in den Stadionhimmel.

„Heißt ihr tatsächlich Max und Moritz?“ versucht sie es noch einmal.

Die Gören klappen ihre Kinne runter.

„Spitznamen“, springt Mutti ihren Enkeln bei, „meine Schwiegertochter hat sie immer so genannt, als sie noch in den Windeln lagen.“

„Aber Fans seid ihr doch“, lacht Ina, „oder habt ihr's etwa mit den Rothosen?“

„Rothosen?“ Mutti versteht nicht.

„Das sind diese Millionäre aus St. Ellingen, die von dem Stadion bei der Müllverbrennungsanlage“, erläutert ein Kuttenträger aus der Gruppe.

You'll never walk alone. Das isses. Dass Fußball Aufgehoben-sein und Heimat bedeuten kann, wenn er ehrlich ist, wie hier am Millerntor, wird Mutti nie begreifen.

„Ihr erinnert euch doch an das Heimspiel letzten Samstag? An die Fan-Aktion?“ Ina deutet auf die beiden Männer in weißen Overalls, die auf der Südtribüne Papierschnipsel in blaue Plastiksäcke schaufeln. „Während die Rostocker mit Feuerwerkskörpern rumballerten, haben wir tütenweise Streifenkonfetti an die Pauli-Fans verteilt. Und als die Eingangsmusik ertönte, warfen alle ihre weißen Schnipsel in den Himmel, das ganze vollbesetzte Stadion.“

Typisch Pauli. Ein tolles, ein friedliches Bild, erinnert sich KB und sagt, „ich hab selbst mitgeholfen, die Beutel zu verteilen.“

„Ach ja, du bist doch ...? Der mit diesem etwas kurz geratenen Spitznamen? Wofür stand noch gleich KB?“

„Konstantin Behrend“, brummelt er.

Die Gruppe klettert auf die Osttribüne, die als nächste abgerissen werden soll. „Es grenzt an ein Wunder, dass die Leute vom Verein die Bauaufsicht jedes Jahr wieder dazu bringen, sie abzunehmen. Wie schaffen sie das bloß?“ staunt Ina. Das gibt es nur am Millerntor.

KB kennt das Stadion wie sein Wohnzimmer, aber wann kommt man schon mal in die Pressekabinen oben auf dem Dach, wo die Kameras von ARD, SAT1 und Sky das ganze Spielfeld im Blick haben? >>>

Tonite's the nite

CHRISTOPH ERNST



Der Abend hatte beschissen angefangen und drohte so erbärmlich zu enden, wie die meisten, an denen ich zu Walther muss. Ich gehe nur hin, weil er für mich zahlt. Bis ich achtzehn bin. Das ist der Deal. Danach kann er mich mal.

Als ich endlich auf dem Bahnsteig stand, war es kurz vor halb elf. Noch drei Minuten bis zur nächsten U 1. Ich atmete durch. Kein Mensch zu sehen und ich hatte mein Restgift vergessen.

Walter hat manchmal Anwandlungen. Dann will er mir dringend erklären, was damals zwischen ihm und Maggie gelaufen ist. Sonst kriegt er sich ein, doch heute war es laut geworden. Ich solle gefälligst zuhören. Also war ich aufgestanden und gegangen. Dummerweise hatte ich dabei mein Pack liegen gelassen. Nun zählte ich Kippen zwischen Gleis und Stromabnehmer und träumte von einer »Prince«.

Mein Kopf fühlte sich taub an. Das tut er grundsätzlich, wenn ich von Walther komme. Der Therapeut, zu dem der Schulpsycho mich geschickt hat, behauptet, es läge daran, dass ich mich dagegen wehre, ihn als Vater zu akzeptieren. Mag sein. Schließlich hat er sich nie wie einer benommen. Jedenfalls nicht, als es zählte. Bloß wenn Maggie ihm aufs Dach steigt, springt er. So wie heute.

„Red du mit ihm, Walther. Ich weiß nicht mehr, wie ich das managen soll...“

Maggie benutzt gern amerikanische Ausdrücke. Sie arbeitet bei einer Werbeagentur. Von denen kann keiner mehr richtig deutsch. Aber wenn Maggie managen sagt, meint sie auch managen.

Maggie ist meine Alte. Sie hat sich vor zwölf Jahren von Walther getrennt. Seitdem schröpft sie ihn. Zusammen mit dem Anwalt. Der heißt Rüdiger und hat arrangiert, dass das Sorgerecht bei ihr liegt. Wegen der Unterhaltszahlungen. Walther habe keine Eier, sagte er damals. Sie kicherte bloß und gurrte, „Na wie gut, dass du welche hast...“

Sie dachte, ich bekäme das nicht mit. Schließlich war ich erst fünf und sollte längst schlafen. Doch ich bekam schon eine

Menge mehr mit, als ich mitkriegen sollte. Zum Beispiel, dass sie und Rüdiger in Walthers Bett lagen. Als ich den dann am nächsten Tag fragte, wie das mit seinen Eiern gemeint sei, flog die Sache auf. Seitdem weiß ich auch, dass Walther tatsächlich keine hat. Denn sein Streit mit Maggie endete darin, dass er sie unter Tränen anflehte, ihn nicht zu verlassen. Sie hatte mich rausgeschickt. Als ich sie laut lachen hörte, dachte ich, nun sei alles wieder in Butter. An der Schwelle zum Wohnzimmer blieb ich stehen. Er saß vor ihr und wiegte den Kopf. Wie ein getretener Nickdackel.

Eingefallen ist mir die Episode übrigens erst wieder, als der Psycho mich fragte, ob ich entsänne, wer von beiden früher „den Ton“ angegeben habe. Da hätte er sich besser gleich nach ihr erkundigen sollen.

Maggie nennt mich ihren „Unfall“. Sie sei noch nicht reif für die Mutterschaft gewesen. Obwohl sie mir keine Vorhaltungen machen wolle, habe sie durch mich auf viel verzichten müssen. Etwa ihren Studienabschluss. Sonst stünde sie heute anders da. Insbesondere finanziell.

Dabei scheffelt die Schlampe.

Trotzdem habe ich ihr das Märchen früher geglaubt. Bis ich darüber stolperte, dass sie schon sechs Jahre an der Uni rumdümpelte, bevor sie schwanger wurde. Ihr Studium kriegte sie bloß deshalb nicht hin, weil sie dauernd nach Poona musste, zum Bodenturnen im Ashram.

Walther wohnt in Winterhude und fährt Volvo. Marineblau, mittelmäßig und so langweilig wie alles, was er anpackt. Maggie frisst er noch immer aus der Hand. Trotz Scheidung. Weil sie sonst die Schrauben anzieht. Und wenn sie sagt, ich liefе zu sehr aus der Spur, spannt sie ihn ein.

Diesmal ging es um den Verweis, den ich neulich kassiert habe. Mein zweiter. Wegen einer Tüte auf dem Schulhof. Walther eierte wie üblich herum, bevor er zum Punkt kam, kramte zwischen seinen Vinyls und legte eine aus alten Tagen auf. Das tut er öfters, wenn er die Kumpelkarte zieht. Anschließend gestand er mir, dass er selber mal gehascht habe. Beim „Open Air“ im Stadtpark. Er sagte tatsächlich „gehascht“.

Dazu grinste er blöde, sein schwachsinniges Hamburger Fotografengrinsen, von dem er glaubt, dass es Werbefuzzis einseift. Kiffen brächte nichts, aber falls es da was gäbe, über das ich reden wolle, könne ich jederzeit zu ihm kommen.

Dabei bin ich schon lange nicht mehr freiwillig zu ihm gekommen. Nicht mehr, seit ich damals vor Rüdiger abhaute. Im Alter von acht. Da bettelte ich ihn an, mich bei sich zu behalten. Meine Lippe war fett und ich heulte Rotz und Wasser. Er sagte, ich bräuchte nicht mehr zu weinen, und klar, ich könnte bei ihm bleiben. Doch dann rief Maggie an. Eine halbe Stunde später klingelte es und sie stand in der Tür.

Das habe ich ihm nie verziehen. Er weiß das. Inzwischen sagt er selber, er habe versagt. Wäre er gleich mit mir zum Arzt gegangen, hätte der Richter vielleicht anders entschieden.

Trotzdem versucht er es immer wieder. Immer auf dieselbe Tour. Tut so, als habe er für alles Verständnis. Dabei sehe ich ihm an, dass er nichts schnallt. Haue ich mal einen kleinen Testkorken raus und stelle etwa fest, dass Görlitz in Mitteldeutschland liegt, grinst er bloß gequält. Im Zweifelsfall rauscht es an ihm vorbei.

Zu Juden hat auch keine Meinung. Dann guckt er betreten und erklärt, ich solle mich mit solchen Äußerungen besser vorsehen. Damit könne ich andere verletzen. Als ob er nicht wüsste, dass es genau das auch soll. >>>

Das Wiedersehen

DAGMAR HECHT



Ihre Augen müssen sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen, als sie in der Tür des Eimsbüttler Lokals steht und ihr Gesprächsfetzen und Gelächter entgegenschlagen. Sie ist spät dran, weil sie sich verfahren und die Straßennamen von früher verwechselt hat. Sie lehnt sich an den Türrahmen, kramt in

ihrer Erinnerung und versucht, die im Halbdunkel sitzenden Personen ehemaligen Klassenkameraden zuzuordnen. Aber sie erkennt niemanden mehr.

„Ute? Du bist doch Ute!“ ruft eine Stimme aus der Ecke. Eine Frau kommt auf sie zu, in der Hand einen großen runden Aufkleber mit Ute darauf. Wer war das noch? Birgit? Sabine? Oder die dicke Maria, genannt Bloody Mary, die alle das Fürchten lehrte? Auf dem Button der Frau steht „Silvia Mangold“, aber damit kann sie nicht viel anfangen. Zu welcher Clique gehörte Silvia? War das die, die Sport Leistungskurs hatte und hinterher in den Schuldienst ging?

Silvia scheint ihre Gedanken gelesen zu haben und meint grinsend: „Früher hieß ich mal Pulvermüller“. „Ach so, du bist das Pferd“, ergänzt sie in Gedanken, „trampelst du beim Gehen immer noch so?“

„Beate und Christine sind da hinten“, sagt das Pferd. „Die warten schon auf dich“.

Sie wundert sich, wie ruhig sie ist. Noch vor wenigen Wochen hat sie Magenkrämpfe beim Gedanken an das Klassentreffen bekommen, sich dann aber doch angemeldet, weil sie ihre alten Freundinnen Beate und Christine wieder sehen will. Genau genommen gehört sie gar nicht zu dem Kreis, denn sie hat als einzige das Abitur nicht bestanden. Obwohl ihre Eltern immer davon träumten, dass sie das Ingenieurbüro übernahm. Sie hatten große Pläne mit ihr. Trotz ihrer schwachen schulischen Leistungen. Sie wollten die Wahrheit nicht sehen und glaubten an ein Wunder. Wegen des nicht bestandenen Abiturs kam es zum endgültigen Bruch. Sie war ins Ausland geflüchtet. Dann kam das erste Kind.

Beate, Christine und sie. Das war das Dreigestirn gewesen. Gemeinsam heckten sie Streiche aus und quatschten die Nächte durch. Bei literweise Tee, Räucherstäbchen und Klaus Lage. Doch nach ihrer geplatzten Prüfung hatten sich die Wege getrennt. Beate hatte Pharmazie studiert und einen gut situierten Steuerbeamten geheiratet. Christine war der Familientradition treu geblieben und Architektin geworden. Ute war als Au-pair-Mädchen in die USA gegangen und auf Umwegen in der Hotelbranche gelandet.

Als Silvia sie an den Tisch führt, ist das Hallo groß. Alle starren auf das Schild, das sie vorn auf ihr Jackett geheftet hat.

„Toll, dass du trotzdem gekommen bist“, meint Beate und umarmt sie aufs Heftigste. „Wie geht’s dir? Was machst du so? Du sollst ja so erfolgreich sein! Hoteldirektorin in einem Fünf-Sterne-Hotel in Berlin, wie man hört. Schön!“

Von allen Seiten erntet sie anerkennende Blicke. „Und seit acht Jahren geschieden, zwei fast erwachsene Töchter“, sagt sie lakonisch, um die Neidluft etwas herauszulassen und das Gespräch ins Rollen zu bringen.

„Na ja, bei mir steht hoffentlich auch bald eine Änderung an“, sagte Beate. „Meine bettlägerige Schwiegermutter wohnt noch bei uns und wir warten sehnsüchtig auf einen Heimplatz“. Sie schiebt die Ärmel ihres Kaschmirpullis hoch. „Wenn der Schwiegertiger dann versorgt ist, habe ich endlich mehr Zeit für Lucian“.

„Lucian? Bist du nicht mit Bernd verheiratet?“, fragt Silvia ungläubig. Beate zieht die Ärmel fröstelnd wieder runter und sieht Silvia provokant an.

„Doch, und das soll auch so bleiben. Lucian ist mein Pilatestrainer und ...“, >>>

Große Erwartungen

OLAF WULF



Das »Café am Mühlenteich« in der Altstadt Lübecks gehörte zu meinen bevorzugten Jagdgründen. Hier traf man auf Geldadel und Künstler. Lebte Thomas Mann noch, säße er bestimmt am Nebentisch. Der schwule Kellner brachte mir einen Latte Macchiato, bedachte mich mit einem honigsü-

ßen Lächeln, stellte geschmeidig das Glas vor mich hin und spreizte den kleinen Finger ab.

„Et voila, pour monsieur...“

Die Hände in die schmalen Hüften gestützt ließ er den Blick über meinen Körper wandern. Ich tat ihm den Gefallen.

„Sind Sie Franzose?“

Er warf den Kopf in den Nacken und lachte mit glockenheller Stimme.

„Nein, nein ...“ Mit fein manikürter Hand deutete er auf das Manuskript. „Und sie? Sind sie Schriftsteller?“

Ich wusste, was ich ihm schuldig war.

„Bitte behalten sie es für sich, ich will nicht erkannt werden.“

Er legte den Zeigefinger auf die Lippen und durchbohrte mich mit einem feurigen Blick.

„Mein Gott, *wie aufregend.*“

„Wenn ich dich wieder sehen möchte, wo finde ich dich?“

Jetzt war er außer sich.

„Hier, hier ... ich bin immer hier. Ich bin Patrick. Meine Freunde nennen mich Patti.“

„Also Patti. Ich heiße Berthold. Berthold van der Brunckhorst.“

Ich schenkte ihm ein warmes Lächeln und bot ihm die Rechte, die er fast andächtig ergriff und einige Sekunden lang hielt, bevor er beseelt abschwirrte.

Fingerübungen.

An den Nachbartisch setzten sich zwei Mittvierzigerinnen. Ein dankbares Alter. Zunächst schwatzen sie über belanglose Themen, dann erwachte mein professionelles Interesse. Die kleine Dralle im Hosenanzug plapperte von ihrer Scheidung. Als es um Summen ging, senkte sie die Stimme, aber ich vernahm eindeutig das Wort Millionen. Plural.

Ihr weiteres Gespräch verfolgte ich hochkonzentriert und machte mir eifrig Notizen. Das konnte ein neues Projekt werden.

Mein Handy klingelte. Sicherheitshalber verließ ich den Tisch. Es meldete sich Michaela, Eigentümerin stattlicher Gewerbeimmobilien.

„Ja, Süße, wir haben Pause auf der Tagung ...“

Bei Micha bereitete ich gerade meinen Triple-M-Coup vor. Den *Make More Money Coup*.

Wie üblich würde ich ihr von meinem folgenschweren Fehler erzählen und der finsternen Drohung durch den norddeutschen Arm der Ndrangheta. Ohne zügige Zahlung würde mein irdisches Dasein abrupt und unappetitlich enden. Niemals würde ich Hilfe von ihr verlangen, aber sie, meine einzige und wahre Liebe, könnte mich retten. Es läge in ihrer Hand. Mein Leben und unsere gemeinsame Zukunft.

Über die letzten Jahre hatte ich die Geschichte wasserdicht entwickelt. Bei Bedarf erhielt ich bluttriefende Drohbriefe, beschatteten uns finstere Gestalten oder man schlug mich vor den Augen der Sponsorin zusammen.

Das wirkte Wunder. Kein Auge blieb trocken und die Gelder flossen. Schwieriger gestaltete sich der Abgang. Der erforderte Fingerspitzengefühl, gelegentlich auch einen frischen Namen.

Ich kappte den Plausch mit Micky, kehrte zum Tisch zurück und lauschte aufmerksam.

Um zu beginnen, brauchte ich entweder den Namen der Scheidungs-Erbin oder ihr Autokennzeichen. Kennzeichen führten meist schneller zum Ziel. Heute allerdings musste ich mich mit dem Namen begnügen. Die Glocken des benachbarten Domes mahnten zum Aufbruch. Erster Grundsatz des braven Gigolo: *Erscheine beim Weib stets zur rechten Zeit.* >>>

Bei Oskar

REINHARD JALOWCZARZ



Die Kneipe „Bei Oskar“ befindet sich in „Mottenburg“, wie Ottensen, das westlich an den Altonaer Bahnhof grenzt, bei den Einheimischen heißt. Der HVV-Bus hält an der Großen Brunnenstraße. Endlich hat es aufgehört zu regnen! Haarscharf, ohne Licht, saust ein Radfahrer an ihnen vorbei. Feuchter Wind beißt in ihre Gesichter. Laubblätter, Zeitungsschnipsel und aufgeweichte Zigarettenkippen säumen den Weg. Zwischen den Gehwegplatten wächst Moos.

„Erinnerst du dich noch an den kleinen Affen im Vogelkäfig?“

„Na klar!“

„Eine Hand hatte er über dem Kopf ins Gitter gekrallt!“ Richard ahmt das spindeldürre Äffchen nach, fuchtelt, auf der Suche nach einem Gitterstab, in der Luft herum.

„Genau!“ Günters rechter Arm schlackert beim Gehen gegen sein Becken. „Und der andere Arm baumelte leblos an ihm runter.“

„Er hatte nur noch einen Zahn“, fällt Richard ein.

„Genau! Der winzige, schrumpelige Mund stand einen Spalt offen ...“, erinnert Günter sich. „... und der linke Eckzahn guckte heraus!“, fügt Richard hinzu. „Jedes Mal, wenn wir auf ein Bier bei Oskar und Irmi waren, wunderte ich mich, dass das arme Viech noch am Leben ist.“

„Wie mag der sich gefühlt haben?“, sinniert Günter.

„Auf jeden Fall besser als ich!“, sagt Richard, der vermutet, dass Günter nicht verstanden hat, was er mit seiner Bemerkung meinte.

Sie bleiben vor dem Eingang der Kneipe stehen und halten nach dem Vogelkäfig Ausschau. Das Fenster neben der Eingangstür ist leer. Nur Penny, das betagte Boxerweibchen der Wirtsleute, hat wie immer den Kopf unter die Gardine gesteckt und liegt mit schlabbrigen Lefzen auf dem Fensterbrett. Richard steigt auf die von unzähligen Sohlen ausgetretene Stufe zur Kneipe. Das Terrazzopodest, in das eine schwarz-weiß-rote Windrose als Mosaik eingearbeitet wurde, ist zweimal über die ganze Breite gerissen. Die Ritzen sind notdürftig mit Zement ausgebessert. Günter zieht die rot gestrichene Eichenholztür auf, stemmt sich mit dem Rücken dagegen und lässt Richard den Vortritt in den Schankraum. Warme Luft strömt ihnen entgegen. Tabaksqualm, Geruch von abgestande-

nem Bier und der Dunst aus der Fritteuse, die in der Küche steht. Oskar, Namensgeber, Wirt und bester Kunde seiner Kneipe zugleich, ist einige Jahre zur See gefahren, bevor er mit seiner Holden das bei Rentnern und Studenten gleichermaßen beliebte Bierlokal von der Elbschloss-Brauerei gepachtet hatte. Er sitzt vorm Tresen, hat seinen Pegel intus, dreht den Kopf zur Tür und brummelt in den gestutzten Vollbart: „‘n Abend ihr zwei! Irmi ist hinten! Brutzelt ‘ne Currywurst! Ist gleich bei euch! Spielt ihr ‘ne Runde Klapperjass mit mir?“

„Später vielleicht!“, antwortet Günter. „Du bescheißt doch nur beim Kartenspiel!“

Der Kicker im hinteren Raum ist besetzt. Weder nach rechts oder links schauend, die Hälse wie Geier über das Spielfeld gekrümmt, stoßen, drehen und zerren die Dubliners – zwei langhaarige, bärtige Brüder, die zu Richards engerem Bekanntenkreis gehören – an den Chromstangen mit den Holzfiguren, von denen die Lackierung abgeplatzt ist. Die weiße Holzkugel jagt mit Affenzahn hin und her. Jeder Treffer ins gegnerische Tor wird von den Brüdern frenetisch gefeiert. Wie eh und je mit kurzer Lederschürze um die Hüften, kommt Irmi zu Richard und Günter an den Tisch.

„Dich hab ich ja lange nicht gesehen, Richard!“, sagt sie, streicht über das speckglänzende Leder und vergewissert sich, ob unter dem Schurz die schwarze Börse mit dem Wechselgeld noch am richtigen Platz sitzt.

„Was kann ich für euch tun?“

In diesem Moment haben die Dubliners die beiden entdeckt und grölen ein lautes:

„Hallo! Mensch, Richard!“/„Mensch, Richard!“, durch den Schankraum. – Der eine Bruder funktioniert immer als Echo des anderen! >>>

Ganz normal

IRINA TEGEN



17:28 Uhr, Gleis 14, Hamburg Hbf

Sie stand inmitten einer wartenden Menschenmenge auf dem Bahnsteig und schrie in das Ende einer Zugansage. Als sie begann, schrie sie schrill, räusperte sich kurz, wartete die Ansage ab, setzte erneut an, schrie nun tiefer. Der Ton wurde rauer, stärker, vehementer, bis er von dem einfahrenden Zug übertönt wurde. Als der Zug hielt, war nur noch ein Hauch von

einem Schrei übrig, der jedoch alles übertönte. Dann die Stille. Endlich ein japsendes, gieriges Luftholen, schließlich allgemeines Aufatmen, kurze Ratlosigkeit. Man wartete gebannt auf den nächsten Schrei, doch er blieb aus. Eineinhalb Schreie, das war alles.

Die Frau schaute kurz in die Runde der Gesichter, die sie gebannt anstarrten, nickte entschlossen, drehte sich dann langsam um und ging ruhig zur Treppe. Sie nahm ohne Hast eine Stufe nach der anderen, schaute nicht nochmal zurück in das Gewusel von ein- und aussteigenden Menschen, von Wartenden, Hetzenden, Kofferschleppenden, Suchenden und einigen wenigen, die ihr verwundert hinterher schauten, bis sie auf der oberen Brücke verschwand.

18:45 Uhr, auf der Brücke über Gleis 14

„Wie sah die Frau denn nun eigentlich aus?“ Ingo überlegte. Ganz normal sah sie aus, so gewöhnlich, dass er sie nicht einmal beschreiben konnte, keine besonderen Merkmale, nichts besonders Großes oder Kleines an ihr. Sie war seltsam zeitlos, nicht besonders hübsch, auch nicht hässlich, Alter, tja das Alter, auch das war schwer zu sagen.

Ingo startete einen Versuch. „Sie sah eben ganz normal aus, so wie die da oder die“, er zeigte mit dem Finger vage von der Brücke runter auf den Bahnsteig in die Menge, „ganz normal, sie hat einfach nur geschrien, weiter nichts. Sie stand genau dort“, Ingo deutete erneut auf den Bahnsteig, auf einen Platz zwischen dem Wagenstandsanzeiger und dem Ende der Rolltreppe, „dort irgendwo zwischen den Menschen, sie hat nicht geblutet, niemand war verletzt, keiner hat sie angefasst, sie hatte auch keine Tasche bei sich, sicher keine Bombe, nichts ist passiert. Sie hat geschrien und dann... >>>

Isestraße in Ägypten

VERA ROSENBUSCH



Das kleine weiße Flugzeug auf dem Monitor rutscht auf die ägyptische Küste zu: der Nil, das Rote Meer, der Sinai. Endlich.

Isestraße 121 – Bitte nicht! – Dachgaube – Eigentümergemeinschaft – Sondereigentum – ich kann es nicht mehr hören. Dreieinhalb Stunden sitze ich neben diesem kleinen dicken Mann aus Eppendorf: schwarze Lederhose, schwarze Lederjacke,

Kugelbauch. Sein Kopf glüht. Dreieinhalb Stunden im Feuer seiner Wortgeschosse. Zum *Rückbau* hat sie ihn gezwungen, *diese Hagedorn*.

Lutz hat seine Ohren mit dem Kopfhörer verrammelt und blättert im Bordjournal. Lesen oder dösen kann er genauso wenig wie ich, gibt das aber nicht zu. *Sagt die Hagedorn: Schaffen Sie sich 'ne Gardine an. Ich bin Ästhet. Ich hasse Gardinen.* Immerhin, ein Trost bleibt. Noch eine halbe Stunde, dann sind wir im Paradies. *Wenn ich das schon hör: Gemeinschaft. Ich krieg 'nen dicken Hals, wenn ich das hör.*

Alles hab ich schon versucht: Weghören. Hingucken. Manchmal hilft's. - „Tschuldigung, aber ...“ Der kleine dicke Mann in Leder schickt mir einen bitterbösen Blick zurück. Ihm geht es um sein *Recht*. *Diese Hagedorn* hat nicht das *Recht*, den Bau zu stoppen. Er *besteht* auf seinem *Recht*.

Eigentlich kann der Mann mir leid tun: Er nimmt die Kränkung seines Rechtsempfindens mit in seinen Urlaub. Nein. Schlimmer. In meinen.

Ich kenne den Sinai. Ich war schon zwei Mal da. Zum ersten Mal vor 26 Jahren, damals hatte Israel die Halbinsel gerade an Ägypten zurückgegeben, Naama Bay war ein Geheimtipp, das Rote Meer ein Fleck auf der Landkarte und der Sinai ein Landschaftserlebnis, das ich nie vergessen werde. Touristen gab es nicht, nur einzelne Späthippies. Die Israelis hatten hier ein Seebad angelegt, das heißt, sie hatten angefangen, waren allerdings nicht weit gekommen. Ein Hotel, eine Strandpromenade, ein paar erbärmliche Behausungen, eine Bude, wo man aus einer Kühlbox Cola kaufen konnte – und ein quietschgelbes Brausegetränk. Das war alles. Wir haben am Strand geschlafen, zusammen mit halbwilden Hunden.

Hinter der Promenade begann die Wüste. Ein paar Dünen, gleich dahinter Hochgebirge, schroffe Schluchten in allen Farben, die die Erde hervorgebracht hat: sand, siena, rotbraun, grau bis anthrazit. Wer den Sinai gesehen hat, glaubt zu verstehen, sinnfällig, unmittelbar einleuchtend, dass Gott hier gleich zwei Religionen gestiftet hat. Der Mosesberg, ein rot zerklüfteter Zweitausender, ist Ort der Offenbarung. Falls ein Gott zu einem spricht, dann hier.

13 Jahre später musste ich diese Landschaft Lutz zeigen. Die schäbigen Buden waren noch da, ergänzt durch ein paar Andenkenläden. Die Promenade bröckelte, das israelische Hotel stand leer. Einziger Fremdkörper: die nagelneue Fünf-Sterne-Anlage, wo wir uns eingemietet hatten. Weiße Würfel-Bungalows inmitten eines Gartens voller Palmen, Granatäpfel, Orangen und Bananen. Mein Liebster wäre niemals auf die Idee gekommen, am Strand zu schlafen. Kein größerer Kontrast war denkbar als diese künstliche Oase, die schäbige Umgebung und die Einsamkeit und Weite gleich nebenan.

Gegenüber den Restaurants hatte das Hotel ein Stück Strand abgeteilt – mit blau-weiß-gestreiften Liegen, die sehr bequem gepolstert waren, und Strohpilzen gegen die Sonne. Der Zaun aus Maschendraht war drei Meter hoch.

Nach ein paar Tagen standen Wachleute am Eingangstor. Sie schauten allen in die Taschen, die den Strand betreten wollten, an ihren Schultern pendelten MPs. Während wir unterm Bananenbaum schmökerten und am Büffet möglichst kleine Mengen möglichst vieler Köstlichkeiten naschten, beschossen Islamisten im Niltal einen Zug, und das Auswärtige Amt sprach eine Reisewarnung für Ägypten aus. >>>

Der reziproke Hund

HILKKA ZEBOTHSSEN



Jeden Morgen trifft ein Mann eine Frau. Eine Unbekannte. Sie spaziert bei jedem Wetter an der Alster entlang ins Büro. Ein schickes, in der Stadt. Entsprechend ist sie auch schick. Nicht jung, nicht alt, leidlich hübsch und beinahe schön.

Findet er.

Der leider weder hübsch noch schön ist. Eher beinahe hässlich und irgendwie ... ungelenk? Ein bisschen Fohlencharme. Irgendwie ganz süß, aber die Beine gehorchen ihm nicht und die Arme hängen sinnlos in der Gegend herum.

Er wäre ihr nie aufgefallen. Wenn er nicht diesen Hund hätte. Den reziproken Hund. Es ist der schönste Hund der Welt. Die Augen wie gemalt, so seelenvoll. Das Fell champagnerfarben. Die Beine lang, die Ohren und die Haare auch. Der Rücken stolz, auch wenn man ahnt, dass er im Alter krumm werden wird. Der Rücken. Und der Hund.

Mit dem eleganten Gang. Und dem Stolz in Haltung und Blick. Er ist zutraulich, aber nicht anbiedernd. Schnell aber niemals hektisch. Aufmerksam aber nicht jiffig. Würde man diesen Hund im Film zeigen wollen, dann in einer Slowmotion-Einstellung wie in den 80-ern. Ein bisschen Wind, ein paar Vögel und bewegtes Wasser im Hintergrund, und der Hund läuft über einen Strand und sieht aus, als wenn er lacht. Dabei schwingen die Ohren, die Zunge leckt und die Haare wogen im Wind im Takt seiner vierbeinigen Schritte.

Er sieht sie. Und sie sieht ihn. Und verliebt sich auf der Stelle. In den Hund.

Und weil man ja keinen Hund lieben kann als Frau, die in einem schicken Büro in der Stadt arbeitet, verliebt sie sich also auch in seinen Herrn. Der Hund so schön, der Herr so honk – reziprok alle beide. Aber ihr macht das nichts. Sie liebt den Mann, damit sie nur dem Hund nahe sein kann.

Seit Wochen geht das nun schon. Sie ist dem Herrn auch aufgefallen, aber niemals hätte er den Mut, sie anzusprechen. Sie ist zu beinahe schön. Beinahe so schön wie sein Hund. Lächelt sie? Schnell weggucken!

Der Hund tänzelt um sie herum, als würde er ahnen, was kommt. Seinem Herrn ist es peinlich, was soll er nur tun, ohne ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken? Der Frau ist es peinlich, wie kann sie nur verhindern, dass sie auffällt, ihre Liebe zu dem Hund und seinem Herrn? >>>

Onkel Pauls Geschenk

JÜRGEN MÜLLER



Bernd hatte mich überzeugt. Es musste sein. Unsere Mutter war im letzten Winter, einige Jahre nach Vater, gestorben. Mein Bruder wohnte jetzt in Frankfurt. Ich in Münster. Jetzt wollten wir unser Elternhaus in Othmarschen verkaufen und es musste leergeräumt werden.

Ich stand auf dem Speicher und sah mich unschlüssig um. Von hier oben sollte alles in den Abfallcontainer. Da stand tatsächlich mein rotes Fahrrad, das ich mit Dreizehn bekommen hatte. Ohne Hinterrad und Lenker. Daneben lag mein alter, brauner Teddy. Ihm fehlte die Nase. Kein Wunder. Ich hatte zu oft hineingebissen. Vor Freude oder Wut. Und da war auch der alte Schuhkarton von Salamander. Meine Schatzkiste bis in die Jugendzeit. Ich hob den Deckel. Obenauf lag ein kleines silberfarbiges Herz. Angelaufen. Und sofort fiel mir der dazugehörige Name ein. Kerstin. Und darunter, das Papier einer leeren Tafel Schokolade. Sarotti, Edelvollmilch.

Das musste 1965 gewesen sein, als mein drei Jahre älterer Bruder Bernd achtzehn wurde. Seine Feier war laut und feucht. Wir hörten Elvis und die Stones. *Satisfaction* war gerade in. Meine Mutter wollte lieber Roy Black *Du bist nicht allein* und solch ein Zeug. Wir legten *Rock Around The Clock* auf.

Onkel Paul hatte Bernd eine Armbanduhr geschenkt. Von Anker. Automatik und mit Datum. Ich hatte eine alte aus dem Krieg, zum Aufziehen. Damit konnte ich Kerstin jedenfalls nicht imponieren.

Kerstin ging in die Parallelklasse und wir hatten hinter dem Pausenhof Küssen geübt. War am Anfang nur nass gewesen. Und ich hatte gedacht, was haben die bloß davon? Aber dann ... na ja, es war auch angenehm. Musste wohl so wie mit dem Rauchen sein. Erst wird einem übel und dann kann man nicht mehr davon lassen.

Paul, Onkel durften wir nicht sagen, war das schwarze Schaf unserer katholischen Familie. „Eine richtige Marke“, hatte mein Vater gesagt. Es hatte sich irgendwie neidisch angehört. Paul war unverheiratet. Kletterte auf Berge, kannte Grönland und

war auf Feuerland gewesen. Außerdem fuhr er Porsche und man munkelte er bezahlte manchmal sogar Damen.

„Du brauchst eine anständige Frau“, hatte meine Mutter, bei einem seiner Besuche, zu ihm gesagt. Dabei hatte sie auf die unverheiratete Nachbarin geblickt, die sie ganz zufällig eingeladen hatte. Als es daraufhin in der Küche laut wurde, hab ich gelauscht und mitgekriegt wie Paul gedroht hatte, deswegen zu den Ketzern, also den Evangelischen zu konvertieren. Seit der Zeit war gespannte Ruhe zwischen den Beiden.

Die Feier war inzwischen im vollen Gange. Lumumba war das Getränk des Abends. Bernd und Paul steckten draußen im Park gerade die Köpfe zusammen. Da mir bei uns nie jemand freiwillig etwas erzählt, musste ich mich selbst informieren. Hinter dem Rhododendron fand ich Deckung.

„Dazu brauchst du natürlich etwas Größeres ...“ sagte Paul gerade. Und ich sah wie er Bernd einen Hunderter in die Hand drückte. „Mein Onkel hat mir damals auch ... Aber entscheide selbst.“ Man stelle sich vor ... Einhundert D-Mark! Ich wäre vor Glück sonst wo... jedenfalls hätte ich als erstes Kerstin zum Eis eingeladen. Fünf Kugeln, mit Sahne. Mindestens. Aber Bernds Gesicht wirkte unentschlossen.

„Und kein Wort zu meiner Schwester!“

Mein Bruder nickte wortlos.

Keine Ahnung was hier gespielt wurde. Aber ich würde es herausfinden. Später im Wohnzimmer grinste Paul mich an. „Und in drei Jahren wirst du achtzehn. Stimmt's?“

Krieg ich dann auch einen Hunni?, hätte ich fast gefragt. Konnte es aber gerade noch herunterschlucken. Ich hätte sonst ja zugeben müssen, gelauscht zu haben.

Zwei Tage! Zwei lange Tage brauchte ich, >>>



Blut & Feder

ist ein Zusammenschluss von
neun Autorinnen und Autoren.

„ Wir sind eine Gruppe, die aus der
Verschiedenartigkeit der einzelnen
Mitglieder neue Perspektiven entdeckt.
Was uns verbindet, ist der Hunger auf
gute Storys, die Lust am Erzählen.

Jede Geschichte, egal ob kurz oder lang,
ist ein Abenteuer, eine Reise, die uns ins
Innen und Außen führt, durch Untiefen
und Sehnsüchte, Schmerz und Glück.

Diese Sammlung von 35 „Reiseberichten“
ist ein Zeugnis unserer Arbeit und ebenso
eine literarische Liebeserklärung an die
Stadt, von der wir selbst ein Teil sind.

Wer in diesem Buch liest, macht sich
mit uns auf den Weg, neue Gesichter
Hamburgs zu entdecken, Geheimnissen
nachgehen, Menschen begegnen, die
Schönheit der Stadt, ihren Rhythmus und
ihren Atem spüren, das Grelle und Kalte,
die Tristesse und ihre Verträumtheit. Und
wird dabei begleitet von den Melodien,
die daraus im Kopf entstehen, dem Sound
der Metropole.

Mal hart. Mal zart. Mitunter schräg.
Hamburg eben. “